

Evangelisch-Lutherisches Gemeinde-Blatt.

Organ der Ev.-Luth. Synode von Wisconsin und anderen Staaten.

Redigirt von einer Committee.

Das Gemeinde-Blatt erscheint monatlich zweimal
zum Preise von \$1.00 und 5 Cts. Porto das Jahr.
In Deutschland zu beziehen durch Hein. Raumann's
Buchhandlung in Dresden.

Halte was du hast, daß Niemand deine Krone nehme.
(Offenb. 3, 11.)

Alle Mittheilungen für das Blatt sind zu adressiren: Prof
A. Ernst, Watertown, Wis.; alle Wechselblätter adres-
sire man: Gemeinde-Blatt, Milwaukee, Wis. Alle Be-
stellungen, Abbestellungen, Gelder u. s. w. sind zu adres-
siren: Rev. Th. Tafel, Milwaukee.

13. Jahrg. No. 10.

Milwaukee, Wis., den 15. Januar 1878.

Laut. No. 331.

Der Name Jesus eine ausge- schüttete Salbe.

Hoheslied 1, 3. Ap. Gesch. 3, 1-10.

N e l. Beschränkt, ihr Welken dieser Welt.

O Name, dem kein anderer gleich,
In dem sich Erd und Himmel beugen,
Vor dessen Glanz die Sonne bleich,
Von dem die Heere Gottes zeugen,

O Name über alles werth,
Der schnell das Leid in Freud verkehrt:
Ach könnt ich dich nach Würden preisen
Mit Menschen- und mit Engelsweisen!
Ach könnt ich rühmen Tag und Nacht
Des Jesusnamens Pracht und Macht!

Er ist der theuren Narde gleich,
Vom Himmel her uns zugestossen,
Die sich durchdunstet Gottes Reich,
Die auf uns Sünder ist gegossen,
Auf uns, bei denen von Natur
Von Gottesleben keine Spur,
Die wir, gelächmt zu allem Guten,
Aus laufend Sündenwunden bluten,
Auf uns, die draußen vor der Thür
Nur müssen jammern für und für.

Uns, die wir leiden allesamt
An so verzweifelt bösem Schaden,
Die wir verloren und verdammt,
Mit des Gesetzes Fluch beladen,
Uns hilft in ganzer weiter Welt
Kein Menschenrath, kein Gut und Geld;
Für unsre tiefen Sündenwunden
Ist keine Salbe sonst erfunden:
Allein des Jesusnamens Kraft
Für unser Weh die Heilung schafft.

Und diesen edlen Balsam bringt
Uns fort und fort die Schaar der Knechte,
Die selber Seine Kraft durchdringt,
Die bringen Licht in unsre Nächte,
Aus ihrem treuen Zeugenmund
Wird uns das Wort des Lebens kund.
Sie sagen uns: in Jesu Namen
Ist alles Ja und alles Amen.

In Jesu Namen nur ist Heil,
In Ihm ergreift das beste Theil.

So strömt des Namens Kraft uns zu
Im reinen Wort und Sakramente,
Und unsre Seele findet Ruh,
Erfast die freie Gnadenpende.

Da weicht der Schmerz, da heilt das Weh,
Da blickt man selig in die Höl:
Al Sünd und Schuld ist ganz vergeben,
Gerechtigkeit und ewiges Leben
Hat uns des Jesusnamens Macht
Ins Herzens tiefsten Grund gebracht.

Da stehn wir auf und gehn mit Lust
Auf unsers Gottes heiligen Wegen
Und unsre dankerfüllte Brust
Rühmt Seine Gnade, Seinen Segen.

Wir gehn in unsers Gottes Haus
Als Seine Kinder ein und aus.
Wir mischen unsre Lobgesänge
In aller Selgen Freudenklänge,
Als Pilger hier, als Bürger dort,
Aus Glauben gehts zum Schauen fort.

Das alles ist allein geschehn
In Jesu hochgelobtem Namen:
Drum steigt in ihm empor mein Flehn
Und stimmt mein Lied ins ewige Amen.

Das ist die Salb in Gilead,
Draus fliehet das Heil und Gnad um Gnad;
Das ist der Name, den alleine
Erhebt die heilige Brautgemeinde:
Er sei gepriesen alle Zeit
Und hochgelobt in Ewigkeit!

F. Weyermüller.

Der herrliche Siegeszug Christi in der Mission.

Missionspredigt über Psalm 110, 2. 3.

Schon manchen großen Eroberer hat die Welt
im Laufe der Geschichte gesehen, welcher in unauf-
haltbarem Siegeslaufe von Land zu Land zog, alles
sich unterwerfend und unter das Scepter seiner
Macht zwingend. Noch heute sind ihre Thaten be-
wundert und ihre Namen gefeiert. Doch, so groß sie
in manchen Hinsichten gewesen sein mögen, — eins
ist gewiß: nicht einer unter ihnen ist ohne Makel.
Ja, in strengem Gericht gemessen, hängt mehr Fluch
denn Segen an ihrem Gedächtniß. Nicht der Welt
Wohl, sondern eigener Ruhm, höchstens des eigenen
Volkes Herrlichkeit war ihr Ziel; zertretener Wohl-
stand, Elend und Knechtschaft die Spuren, welche
ihre Siegeszüge hinterließen.

Doch einen großen Siegesfürsten kennen wir,
dessen Siegeslauf bereits über die ganze Erde ge-
gangen ist, an dessen Namen kein Fehl noch Makel
haftet. Das schärfste Urtheil kann ihn nur ewiger
Ehre und ewigen Preises werth finden. Gottes Ehre
und der Menschen ewiges Heil ist das Ziel aller sei-
ner Siegeszüge. Segen sind die Spuren, die seine
Siege hinterließen. Fragst du, wer er ist! Er
heißet Jesus Christ, der Herr Zebaoth, und ist kein
anderer Gott: das Feld muß er behalten. Ja der
Steg ist immer sein.

Was kann ein angenehmerer Gegenstand un-
serer Betrachtung heut an unserem gemeinschaftli-
chen Missionsfeste sein als Jesus, der Siegesheld
und seine Siege. Laßt mich deshalb nach Anlei-
tung des Textes zu euch reden:

Von dem herrlichen Siegeszuge Christi in der
Mission. — Er ist aber herrlich, sowohl wenn wir
I Auf die Art des Sieges, II auf das Loos der Be-
segten sehen.

I.

Der Herr wird das Scepter seines Reiches aus
Zion senden. — So beginnt unser Text. Von
Zion also wird der Siegeszug ausgehen, der die
Welt dem Scepter, der Herrschaft Christi unterwer-
fen soll. — Und, wer ist nun Zion? Zunächst be-
deutet Zion die heilige Stadt, Jerusalem, die Stadt
Gottes im Alten Bunde, nachher Gottes Volk, das
wahre Israel, den rechten Saamen Abrahams. Das
waren nicht alle, die nach dem Fleisch Israeliten
waren und nach dem Fleisch von Abraham stammten
und den Schein hatten, Gottes Volk zu sein. In
den Tagen der Apostel, da mit großer Macht das
Scepter Christi ansitz auszugehen aus Zion, da war
Zion nicht die Menge derer, welche den köstlichen
Tempel mit seinem schimmernden, goldnen Dache,
mit seinem reichen Schmucke hatten, nicht die Menge
des Volkes, an deren Spitze eine angesehene Schaar
von Priestern und Gelehrten stand. Nein! Zion
war das Häuflein derer, welche man lästernd Sa-
maritaner und Galiläer nannte; welche von dem
Obersten in Israel hämisch bezeichnet wurden als das
Volk, welches vom Gesetz nichts weiß und verflucht ist;
als der blinde Haufe derer, die von einem falschen
Propheten sich bekehren ließen, der doch genug ge-
richtet sein sollte darin, daß kein Oberster noch Pha-
risäer an ihn glaubte. Kurz, der verachtete Haufe
derer, die geglaubt und erkannt, daß Jesus Christus,
der Stein, den die Bauleute verworfen, doch der ein-
zige Grund des Heiles sei, und sei Gottes Sohn und
habe Worte des ewigen Lebens, das war in den Ta-
gen der Apostel das Zion unseres Gottes. So be-
schreibt es auch Paulus: Nicht viel Weise nach dem
Fleisch, nicht viel Gewaltige, nicht viel Edele sind
berufen. Damit hat er Zions Bild, das Bild der
wahren Kirche Jesu Christi für alle Zeit gemalt.
Noch heute, ja mehr denn je, wie die Schrift voraus-
gesagt, ist Zion, die Kirche, ein von der Welt ver-

achleter Hause. Von Zions Könige Christo heißt es noch heute: Glaub' auch einer der Obersten und Pharisäer d. h. der Vornehmen und Gebildeten an ihn! Von dem Volke selbst heißt es: Es ist der Hause, der nichts weiß, der ungebildete und blinde Hause. — Und fragt man diejenigen selbst, die zu Zion gehören, so sind es Leute, die auch selbst von ihnen selbst geringer halten, denn einer von ihnen halten möchte. Sie sehen an sich nichts gutes, sie halten sich für die vornehmsten aller Sünder; sie wissen von keiner eignen Macht noch Kraft, sondern nur von eigner Schwachheit und Ohnmacht. — Und dies Volk, das nichts ist vor der Welt, ohne irdische und weltliche Macht, Ehre und Glanz, welches auch selbst eigner Macht sich nicht rühmt, sondern allein eigener Schwachheit — das ist das Zion, von welchem sich ausbreiten soll eine herrliche Herrschaft Christi.

Sehen wir nun an die Heere, welche das Scepter Christi, seine Herrschaft, siegreich in alle Welt tragen sollen. Vor allen Dingen sind es nicht solche, die gewaltig sind an Zahl und schon darum etwas bewirken. Paulus und Barnabas und etliche wenige andere waren z. B. ein solches Heer, durch welches das Scepter Christi hinausgetragen wurde aus Zion unter die weite Heidenwelt Kleinasiens und Europa's, unter Millionen von Menschen. — Auch Waffen hätten sie nicht, welche nach der Welt Meinung gebietende Achtung einflößen könnten. Christi Krieger führen keine Waffen von Stahl und Eisen. Was nützen die auch in den Händen weniger. Auch andere Waffen haben sie nicht, die sonst etwas bei der Welt vermögen. Geld ist eine Macht; aber — von Christi Kriegern heißt es: Gold und Silber haben wir nicht. Auch glänzende Weltweisheit ist eine Macht über die Menschen, aber — Christi Krieger reden nicht mit Worten, welche menschliche Weisheit lehren kann. Eine Waffenrüstung haben freilich Christi Krieger, aber keine nach der Welt Art. Paulus beschreibt sie: den Harnisch Gottes, der da ist der Krebs der Gerechtigkeit, der Schild des Glaubens, der Helm des Heils, das Schwert des Geistes. Vor allen Dingen das Schwert des Geistes, das Wort Gottes, ist die Waffe, die Christo Siege erringen soll. Was ist aber diese Waffe, diese Predigt des Evangeliums in den Augen der Welt? Ist es eine solche, deren Kraft die Vernunft zu erkennen vermag? Die darum von vorn herein auf Erfolg rechnen dürfte? Mit nichten! Es ist eine Predigt, welche den Juden ein Aergerniß, den Heiden eine Thorheit ist. Nach der Vernunft zu urtheilen, muß man sagen, daß keine Predigt weniger dazu angethan ist, Welt, Vernunft und Fleisch zu gewinnen, als die Predigt des Evangeliums. Sie schmeichelt dem Menschen nicht, sie füllt nicht den Bauch, sie ist nicht den Hochmuth, bestärkt den Menschen nicht in seinen Einbildungen, — sie thut von dem allen das Gegentheil. Und diese Predigt ist den Kriegern Christi, seinen Predigern und Missionaren als die einzige Waffe gegeben, mit welcher sie die Völker unter das Scepter Christi bringen sollen.

Werfen wir nun noch einen Blick auf diejenigen, welche der Herrschaft Christi sollen unterworfen werden. Welche unabsehbaren Schaaren der Heiden! Sehen wir nur an ihre Zahl, dieses Menschenheer, welches nach Millionen zählt, und sehen wir dagegen an das Häuflein der Streiter Christi, da möchte man auch betäubt und ratlos sagen: Was ist das unter so viele! — Doch nicht

ihre Zahl nur ist es, die zu nutzlosem Verzagen an dem Werk der Mission verleiten könnte, sondern ihre Art. Herrsche unter deinen Feinden, — so heißt es im Text. Nicht Massen sind es von Menschen, die aus Gott sind, empfänglich für göttliches und darnach verlangend, offen für göttliche Gedanken, sondern Feinde Gottes und Christi wie alles Fleisch von Natur, mögen sie nun verfunken sein in den tiefsten Sumpf der Fleischesgreuel, kaum noch Menschen gleich, oder mögen sie einen gleichen Schimmer weltlicher Bildung und Gesittung tragen. Gleichgültigkeit, hochmüthige Verachtung, giftige Bosheit, das ist es, was sie der seligmachenden Predigt entgegenbringen. So herrliches ihnen geboten wird, sie loben sich dagegen das jämmerliche Elend, darin sie liegen. Die klügliche Thorheit des Festschließens dünkt sie Weisheit gegen die göttliche Weisheit des Evangeliums. Kalt und hochmüthig rufen sie den Voren des Evangeliums zu: Geh' mit eurer Predigt; für euch mag sie gut sein; wir haben besseres. Ja, nichts anderes ist die ganze große Heidenwelt als eine einzige starke Burg des Erzfeindes Gottes und Christi, des Lagners von Anfang, des Satan.

Und dennoch, wir dürfen uns heute dessen freuen, daß schon große Schaaren dieser Heidenvölker durch das Werk der Mission dem Scepter, der Herrschaft Christi, unterworfen worden sind. Wir haben alles Recht, schon von einem herrlichen Siegeszuge Christi in der Mission zu reden. Doch, es hieße noch wenig von der Herrlichkeit dieses Siegeszuges verstehen, sähe man nur auf die großen Schaaren, über welche bereits Christus den Sieg davon getragen. Nein! Darauf laßt uns sehen, daß die nun Christo Unterworfenen einst Feinde Gottes und Christi waren, daß nichts an ihnen war, was Christum bewegen konnte, über sie sein seliges Scepter auszubreiten; — daß dieser Siegeszug demnach eine Offenbarung ist der Herrlichkeit der erbarmenden Liebe Gottes und Christi. Darauf laßt uns sehen, daß nirgends in der Heidenwelt etwas war, was Christo günstig entgegenkam; denn da war ja nur Feindschaft wider ihn, nicht Neigung zu ihm noch Wohlgefallen an ihm. Darauf laßt uns sehen, daß Zion, so herrlich vor Gott in dem Gnadenschmuck der Gerechtigkeit Christi, so hoch und groß als Gottes geliebtes Volk, doch an ihm selbst und vor der Welt ein armselig Volk, ein Nichts ist, nicht eine der Welt Achtung gebietende Macht. Darauf laßt uns sehen, daß die Waffe, mit der Christi Streiter für Christi Herrschaft kämpfen, das Evangelium nämlich, nicht eine Predigt ist, der menschliche Vernunft mag helfen und menschlicher Wille kann Vorschub leisten. Kurz, darauf laßt uns sehen, daß keine Menschenmacht, noch Kraft, noch Weisheit, noch guter Wille, noch sonst etwas, helfenden Theil hat an dem Siegeszuge Christi in der Mission, sondern daß sich in diesem Siegeszuge nichts anderes offenbart, als allein die göttliche Majestät Christi und die göttliche Kraft seines seligmachenden Wortes. Darum Gott und Christo allein ist er zu Ehren. Und darum ist er recht herrlich. Denn, wie Greuel alles das ist, was Gott seine Ehre nimmt, so herrlich das, was Gottes Ehre aufrichtet und preist. Damit wir an dieser Herrlichkeit des Siegeszuges Christi in der Mission uns des weiteren noch erfreuen, laßt uns sehen wie er auch herrlich erscheint, wenn wir achten

II. auf das Loos der Besiegten.

So oft weltliche Sieger über Völker den Sieg davon getragen hatten, trar meist die Folge die, daß die besiegten Völker sich der Herrschaft des Siegers völlig unterwerfen und wenigstens die kostbarsten Güter und Schätze dem Sieger als Siegespreis zu opfern hatten. Auch, wo Christus, unser hochgelobter Herr über ein Volk den Sieg davon trägt, wird dasselbe seiner Herrschaft unterworfen und hat ihm Opfer zu bringen. Doch, das ist der gewaltige Unterschied, weltlichen Siegern ward von den Besiegten geflucht, denn ihr Loos war hart; Christo dem Sieger singen die Besiegten, frohlich über ihr Loos, ein freudiges Hallelujah! Laßt uns die beiden berührten Punkte näher ansehen.

Die von Christo besiegten Völker kommen unter sein Scepter, unter seine Herrschaft. Zu dem Zwecke wird ja sein Scepter aus Zion gesendet. Wie es der Text sagt: Herrsche unter deinen Feinden. — Sind nun die zu besiegten, die, zuvor Feinde, nun ihm unterworfen und von ihm beherrscht und regiert werden? Welcher Art ist sein Scepter? Welcher Art seine Herrschaft? Sein Scepter ist nicht der Stab Wehe, den Moses führt. Seine Herrschaft ist nicht ein Joch, das niemand tragen kann, eine Last schwerer Gebote, die niemand erfüllen kann, und die ewigen Fluch laden auf den, der sie nicht erfüllt. Sein Scepter heißt Gnade, sein Joch ist sanft und seine Last ist leicht und die Mühselligen und Beladenen, die um der Sünde willen den Fluch des Gesetzes tragen, finden darunter Frieden für ihre Seelen. Ein wunderbarer Sieger ist Christus. Ghe sein Scepter, ausgesendet war aus Zion, die Völker der Heiden unter seine Herrschaft zu bringen und, da sie noch seine Feinde waren in den Sünden, hat Er mit ihnen und aller Menschen schrecklichsten Feinden gekämpft, mit Sünde, Tod und Satan. Bitter war sein Kampf, er selbst sank in die Verlassenheit von Gott, in schmachvollen Tod und Höllenmarter am Kreuz. Aber sein Tod war glorreicher Sieg über unsere Feinde. Daraufhin können alle, deren König und Herrscher Christus im Glauben ist, jubeln: Wo ist, Gesetz, dein Fluch über mich? Christus ward für mich ein Fluch! Tod, wo ist dein Stachel? Christi Tod ward auch für mich dir Tod und Gift? Wo ist Hölle dein Sieg? Christus ward auch für mich dir in seinem Tode eine Pestilenz. Ja Christo ist mir der Sieg gegeben über Sünde, Tod und Hölle! — Ja, unter Christi Herrschaft stehen heißt nichts anders als selbst herrschen mit Christo über alle Feinde, über die Sünde und ihren Fluch, den Tod und die Hölle, nichts anders als los und ledig sein aller Schrecken, Furcht und Angst um der Sünde, des Todes und der Hölle willen. Das ist das Loos derer, die von Christo besiegt und durch den Glauben ihm unterworfen sind. Ist ihnen nicht ihr Loos aufs liebliche gefallen? Ist ihnen nicht ein selig Loos zu Theil geworden? Kann's anders sein, als daß die Heiden, wenn sie ansehen, was sie früher waren, da sie frei waren von Christo, aber damit auch ferne von der Bürgerschaft Israels und den Testamenten der Verheißung; und nun ansehen, was sie sind, lebend unter Christo in seinem Reich, dem Christo, der mächtig ist über sie geworden, ein frohliches Hallelujah singen?

Und Opfer zu bringen, das ist das zweite, was zu dem Loose der von Christo Besiegten gehört. „Nach deinem Siege wird dir dein Volk willig opfern

in heiligem Schmuck," so sagt der Text. Ihr hört schon den Worten an, daß es sich hier nur um eine freudenreiche Sache handelt. Ja, diese Beize ist noch der Gegenstand der Freude aller Erwählten im Himmel. Ihr Jubellied zu Christo ist: „Du hast uns zu Königen und Priestern gemacht.“ Das singen solche, die einst selbst Feinde Gottes und Christi waren, Kinder des Zornes von Natur. Christus hat sie zu Priestern gemacht, die ihm opfern können, denn er gab ihnen heiligen Schmuck, ohne den niemand zu opfern würdig ist. Der Schmuck ist das Kleid der Gerechtigkeit Christi, welches dem geschenkt ist, welchem der rechtfertigende Glaube gegeben wird. Und was opfern sie? Vor allen Dingen Lob und Dank zu Christo. Welch ein fröhliches Werk das. Denn es ist ja nichts anderes als vor Christo sich freuen der eigenen Erlösung. Sie opfern aber auch sich selbst Gott und Christo. Abermals eine selige Sache. Es heißt ja nichts anderes, als daß ich armer Sünder mich immer Gott und Christo hingebende im Glauben, daß sie mich füllen mit ihrer Gnade und stark machen, in ihrer Gnade ein selig Leben zu führen.

Das ist das Loos der Besiegten. Aus Knechten der Sünde, der Todesfurcht und des Satan werden sie zu Königen und Priestern, zu Siegern über Sünde, Tod und Hölle, aus Kindern des Zornes von Natur zu gesegneten Gotteskindern. Das alte Heidenelend ist dahin, es ist alles neu geworden. Wie herrlich erscheint auch hierin der Siegeszug Christi in der Mission! Und zwar, das ist wiederum die Herrlichkeit, daß alle diese segensvollen Siege Christi in der Mission dies eine laut verkündigen: Es ist in keinem andern Heil, als in Christo, und ist keine andere Kraft, selig zu machen, als sein Evangelium. Heiden, versunken in die tiefsten Greuel des Fleisches, die nichts retten und zu ändern vermag, die hat Christi Kraft in seinem Worte erneuert und zu neuen seligen Kreaturen geschaffen. Keine Kultur, keine Bekanntschaft mit den Sitten der gebildeten Welt, noch deren Erzeugnisse, Künste, Wissenschaft oder was es sonst sei, haben ihnen das Heil und den Frieden der Seele bringen können. Das hat allein gethan die Predigt von dem Blute Christi, welches die Gottlosen gerecht macht, die Predigt, mit welcher zu ihnen kam das Reich Gottes und Christi, darinnen Friede und Freude leuchtet.

Ihr habt gehört von dem herrlichen Siegeszuge Christi in der Mission. Freuet ihr euch desselben? Ich hoffe es von euch allen. Denn auch ihr rühmet euch doch, daß ihr zu Zion, zur Kirche Christi gehöret. Dies müßte nichts als ein leerer Ruhm sein, so ihr gleichgültig wäret gegen das Werk der Mission, in welchem Christus seinen Siegeszug über die Erde hält.

Und ist eure Freude an den Siegen Christi aufrichtig, hat sie nichts zu wünschen? Sind denn schon alle Reiche unseres Herrn Christi geworden? Ist schon allenthalben des Teufels Reich zerstört und Christi Reich gebracht? Wenn es in dem Text prophetisch heißt: Hersche unter deinen Feinden! — liegen nicht noch genug Völker vor unsern Augen da, von denen ein aufrichtiger Bürger Zions wünschen muß: Ach! daß doch auch dort bald Christus sein seligmachendes Reich hätte?

Und nun, wer's ehrlich und aufrichtig meint mit solchen Wünschen, der wird auch helfen wollen, daß fort und fort aus Zion ausgehen die Boten

und Streiter Christi, die sein Scepter sollen unter die Heiden tragen. Wünschen nur, daß Christi Reich sich ausbreite, aber nicht helfen dazu nach Maaß der Gabe, die Gott gegeben hat, das ist die Art der Heuchler, welche St. Jacobus beschreibt: So aber ein Bruder oder eine Schwester bloß wäret und hätte Mangel der täglichen Nahrung und jemand unter euch spräche zu ihnen: Gott berathe euch, wärme euch und sättige euch — gäbe ihnen aber nicht, was des Leibes Nothdurst ist, was hülfte ihnen das? Was hülfte den Heiden, die nicht an Leiblichem sondern an himmlischem Brot Mangel leiden, solche bloßen Wünsche: Ach! daß das Brot des Lebens und das Reich Christi zu den Heiden käme! — wenn ihr nicht nach Vermögen, wie es Gott darreicht, helfet in der That und in der Wahrheit und mit dem Werk? Es ist wahr, daß der Gott, der dem Abraham aus Steinen könnte Kinder erwecken; daß der Christus, der da spricht: Wo seine Jünger schweigen, müßten die Steine schreien! — könnte auch auf wunderbare Art, ohne eines Menschen Hand noch Mund zu brauchen, sein Reich zu aller Welt Enden bringen. Allein, nun will er's nicht also thun, sondern durch Zion, durch seine Kirche will er das Werk der Mission ausrichten. Darum rühme doch der sich nicht, daß er zu Gottes Volk gehöre, und den heiligen Schmuck der Gerechtigkeit Christi trage, der nicht willig auch Opfer bringt von seinem zeitlichen Gute zum Bau des Reiches Gottes, zur Ausrichtung auch des Werkes der Mission. — Doch, ich hoffe, es bedarf hier der Strafe nicht nach der Beschämung. Ich hoffe, Gott hat es euch gegeben, mit Freuden zu danken, daß ihr zu seinem seligen Zionreich gehöret, unter der gnadenvollen Herrschaft Christi steht und willig seid, als die, welche da Gott angenehm sind in heiligem Schmuck der Gerechtigkeit Christi, freudige und reichliche Opfer zu bringen, auf daß immer weiter gelange

Der herrliche Siegeszug Christi in seiner Mission.
Amen.

Die Frau des Alanen.

Erzählung von H. Fries.

(Fortsetzung.)

6.

Die Invaliden.

„Wann werd' ich denn wieder zur Batterie können, Herr Doctor?“ — fragte der Artillerist Roland den Arzt, als dieser die Runde machte bei seinen Kranken.

Der Arzt zog die Augenbrauen in die Höhe, wie es seine Art war, wenn er ein Urtheil abzugeben hatte, und sagte: „Du wirst keine Kanone wieder abfeuern, mein Junge, es ist Dir gar zu dicht an Deinen Hirnlasten herangekommen; wenn Du wieder den Puff hören solltest, würdest Du jedes Mal auf der Nase liegen. Die Gedanken laß Dir nur vergehen. Du tomast bald heim zu Muttern.“

Damit ging der Arzt weiter, und Roland blickte ihm eine Weile verdutzt nach. Das hatte er eigentlich nicht erwartet. Er war mit Leib und Seele Soldat und speciell Artillerist, und wenn er die Wahl hatte zwischen seinem Geschütz und seiner Gwete, da sah's

bedenklich für Letztere aus. Auch gefiel ihm das ungebundene, lustige Leben unter den Kanonen im Felde viel besser, als das Fuch des Ehestandes mit einer beständig unzufriedenen Frau und den ungezogenen Kindern, wo er immer dreinhauen mußte.

Er that ein paar tiefe Züge aus seiner kurzen Pfeife, blickte den Tabakswolken nach und sah sehr tief sinnig aus, wie er so dasaß auf der Bettkante. Das wollte ihm gar nicht in den Kopf. Freilich hatte er noch immer solch' eigenthümliches Brummen und Summen im Hirn, als wären große Schmelzfliegen drein gefangen, die heraus wollten und nicht konnten, und wenn Wagen vorüberrollten, griff er unwillkürlich nach dem Kopf, ob der auch davon herabfiel; das Alles hatte er aber wenig beachtet, da ihm sonst nichts fehlte, und gemeint, es verlöre sich wohl mit der Zeit.

Hellmuth dagegen hatte es schon lange gewußt, daß sein Arm die Alanenlanze niemals wieder würde schwingen. Er stand gerade ans Fenster gelehnt und war ganz versunken in eine Nummer des „Dahheim“, die ihren Weg ins Lazareth gefunden hatte. Er betrachtete eben das vorrefliche Bild des Alanen, der hoch zu Roß mit geschwungener Lanze wie aus dem Rahmen dem Beschauer entgegensprengt. Auch in seinem Antlitz lag ein wehmüthiger Ausdruck, da er sich sagen mußte: „Das ist gewesen und kehrt nie wieder.“ Als ein braver Soldat hatte er in freudigem Muth gedient „mit Gott für König und Vaterland!“ und zwar ganz besonders freudig in diesem großen, heiligen Kriege, wo es auch sein schlichtes Soldatenherz durchdrungen und erfüllt hatte, daß es ein hohes, herrliches Ziel sei, wofür gestritten und gelitten werde. Er hätte auch noch gern auf's Neue seine Lanze eingelegt, um dieses Ziel mit erreichen zu helfen.

Doch soll nicht beschwiegen bleiben, daß ihm das Herz gewaltig klopfen ward, wenn er an Weib und Kinder dachte und sich die Heimkehr in recht lebendigen Farben ausmalte. Nur ward es ihm getübt durch den Gedanken, wie's denn künftig werden sollte mit Arbeit und Verdienst. Der Arzt hatte es ihm ja gerade heraus gesagt, zu schwerer Arbeit werde sein Arm nie wieder tauglich sein. — Aber dann war's ihm, als flüsterte es ihm inwendig zu: „Hoff', o Du arme Seele, hoff' und sei unverzagt!“

Die beiden Kameraden hatten, seit wir sie zuletzt besuchten, zu verschiedenen Malen Briefe aus der Heimath gehabt. Zuerst war ein Brief an den Artilleristen gekommen, der ihn in große Verwunderung versetzt. Es standen nur wenig Worte drin, und er lehrte ihn um und um, betrachtete ihn von allen Seiten und meinte gegen Hellmuth, das möge der Kuckuck wissen, was der Gwete da in die Knochen gefahren. — „Da lies nur, Kamerad,“ hatte er hinzugesetzt und ihm den Brief hingereicht, „'s ist eigentlich mehr für Dich als für mich.“

Hellmuth las denn zu seinem Erstaunen, wie Gwete alles, was sie über seine Rätze geschrieben, widerrief und sich selber eine Rügnerin nannte. Ihr Mann möge sie immerhin verachten, was liege denn daran, er habe ja doch nie viel auf sie gerechnet; — und die ganze Welt verachte sie doch, und die Leute wiesen mit Fingern auf sie.

Ihren Namen hatte sie gar nicht darunter geschrieben. — Darauf war ein Brief von Rätzen gekommen, der nicht bloß Licht über die ganze Sache verbreitete, sondern auch einen hellen Schein in ihres lieben, eifersüchtigen Mannes Herz warf, daß er nicht recht wußte, ob er sich mehr freuen oder schämen sollte. Er legte den Brief in das Pfandbuch, worin er jetzt

alle Tage las, auch schon manchen Vers auswendig wußte, und wenn er den Brief ansah, war's ihm immer, als gingen ihm die Liebesworte noch tiefer zu Herzen, weil er sich dann immer ganz klein und demüthig fühlte, und sein Herrgott vor ihm stand, wie der Schulmeister daheim einst vor dem Raaben gestanden hatte, als er sich von den Mädchen die Lectio hatte vorsagen lassen, und gesagt: „Helmuth, Helmmuth, schäme Dich, ein fixer Junge darf sich nicht von den Dirren in Schatten stellen lassen!“

Nach jenem kurzen Briefe war Beete in ein wochenlanges Schweigen versunken, dann war ein Brief gekommen, den wir der Curiosität wegen hersehen wollen; er lautete:

„Mein lieber Mann!

Es giebt doch gute Menschen in der Welt. Ich hätt's gar nicht gedacht. Bis dahin hab' ich auch nicht viel davon gemerkt. Meine Mutter hat mit mir herumgestoßen als ich klein war, und die schmutzigen Schwestern vorgezogen; und als sie todt war, kam ich ins Gemeinthehaus, da ward erst recht mit mir herumgestoßen. Hernach hast Du mich zur Frau genommen, na — ich will nichts sagen, denn ich mag's wohl verdient haben, aber Stöße hab' ich auch von Dir gekriegt. — Ich denk' nun manches Mal, ob denn die Sonne anders scheint als früher und woran es liegt, daß das trockne Brod schmeckt, als wär's mit Butter bestrichen? — Das kommt Alles, weil ich jetzt Gutes empfangen, ach, viel Gutes, und so unverdient, daß ich's gar nicht begreife, wie die Leute dazu kommen. Hätt' ich das doch nur eher gewußt, daß es so gute Menschen gibt, ich wär' auch selber besser geworden. Meine Wohltäter sind: Käthe Helmmuth und die Engel aus dem Dornbusch; Es grüßt Dich Deine Frau.

N. S. Die Kinder sind jetzt auch artiger geworden, ich brauch' sie nicht alle Tage zu hauen.“

Roland schüttelte den Kopf und wußte gar nicht, was er daraus machen sollte. Viel drüber nachdenken konnte er auch nicht, dann wurden die Brummfliegen in seinem Hirnkasten wie wüthend.

Seinem Kameraden erzählte er natürlich von diesen wunderbaren Begebenheiten daheim, gab ihm auch den Brief zum Lesen. Der dachte eine Weile drüber nach und meinte dann lächelnd, jedenfalls sei es was Gutes und wenn der Roland nun sein Theil dazu thäte, könnte es noch sehr gut werden.

Mittlerweile kam ein hoher Ehren- und Freudentag für das Lazareth. Der allgeliebte Kronprinz, der tapfere Führer, der treueste Freund seiner Soldaten, machte dem Lazareth einen Besuch! — So Viele reconvalescent waren und das Bett verlassen konnten, standen in strammer, erwartungsvoller Haltung da. — Endlich kam der Ersehnte, begleitet von den Ärzten und mehreren hohen Officieren seines Stabes. Nun ging es von Bett zu Bett; für jeden Einzelnen hatte der edle, treue Königssohn ein gutes, heilsames Wort, einen Trost, eine Hoffnung erweckende Zusage. Wie leuchteten da auch matte Augen auf, und bleiche Wangen rötheten sich.

Unsere beiden Freunde standen, als die Rechten in der Reihe, in ungeduldigem Warten da, bis der hohe Besuch auch zu ihnen kommen würde. Jetzt stand der Sieger von Wörth vor ihnen, und an Roland sich wendend, sagte er:

„Nun, Artillerist, geht's bald wieder zur Batterie?“

Roland zuckte mit den Achseln ein wenig und er-

widerte: „Es ginge wohl, Königl. Hohelt, wenn nur die verfluchten Brummfliegen nicht wären.“

Der Kronprinz sah fragend und lächelnd den Arzt an, der ihm denn erklärend mittheilte, die Kopfnerven des Betreffenden hätten durch die Strennuade so gelitten, daß er nicht wieder dienstfähig werden würde.

„Ja,“ sagte darauf der Kronprinz gütig, „was soll denn hernach aus Dir werden?“

„Kann's noch nicht sagen, Königl. Hohelt,“ erwiderte Roland, „hier mein Kamerad und Nebenmann, der Ulane, das ist 'n grausam geschiedter Kerl, der wird schon etwas ausspeculiren für uns Beide, wir sind specielle Landsteute aus einer Dorfe, — ich denk', wir werden wohl irgend 'n Compagnie-Geschäft zusammen etabliren.“

Der Kronprinz wandte sich darauf an den Ulanen, dessen hübsche, intelligente Züge mit Wohlgefallen betrachtend, und sagte: „Was werdet ihr Beide denn anfangen, Ulane? — Ihr werdet sicher keine Noth leiden, dafür sage ich euch gut, im Namen unseres deutschen Vaterlandes; es ist aber doch ehrenvoller für den Mann, sich selber etwas verdienen zu können, als ganz aus dem Invalidenfonds leben.“

„Gewiß, Königl. Hohelt,“ erwiderte Helmmuth, „mit Gottes Hilfe wird's auch wohl gehen! Ich habe an die Gärtnerei gedacht, so viel wird mein Arm wohl noch leisten, ich verstehe etwas davon, und wenn mein Kamerad hier das Grobe unternimmt, so würde ich schon mit dem Feinen fertig werden.“

Der Kronprinz nickte befreidigt und meinte, sie sollten nur getrosten Muthes sein, und wenn's einmal Noth thäte, sich an ihn wenden. — Dann ging er weiter.

Hernach war Roland in besonders gehobener Stimmung. „Du Kamerad,“ sagte er, „das mit der Gärtnerei ist Dir ja wohl wie 'ne Eingebung gekommen. Davon hast Du mir noch gar nichts gesagt. Junge, ein kapitaler Einfall: stehst Du, das Graben und Schaufeln übernehme ich, und Du machst die zierlichen Beete und die glatten Ranten. Wenn die reichen Bauern in der Frühjahrszeit ihre Gärten zu recht gemacht haben wollen, müssen sie sich die Gärtner weit her kommen lassen, oder gar aus der Stadt nehmen, die sich heidenmäßig viel bezahlen lassen. Das können wir auch verdienen und thun's billiger. Schlimm ist's nur dabei, daß nicht das ganze Jahr Sommer ist; im Winter wird's knapp gehen müssen.“

Aber Helmmuth hatte noch weitere Pläne, nämlich ein Stück Land zu miethen und allerlei einträgliches Gartengewächs zu bauen, auch einen Saamenhandel anzulegen.

So redeten und planten die Beiden mit einander, und verlangten nachgerade sehr darnach heimzukommen.

Endlich kam der Tag, an welchem unsere beiden Reconvalescenten aus dem Lazareth entlassen wurden. Sie hatten sich zunächst beim Ersatz zu melden und eine lange Eisenbahnsahrt zu machen.

Der Abschied von ihrer treuen Pflegerin, der barmherzigen Schwester, war von beiden Seiten ernst und bewegt. Viele Worte wurden eben nicht gemacht. Aber, wie das klare, stille Auge der Schwester von einer Thräne erglänzte, als sie die beiden Soldaten ihre beiden schmalen, feinen Hände reichte; so zuckte es auch in den Zügen der beiden Kameraden, und der Ulane, der für Beide das Wort führte, sagte, sie würden's ihr nie vergessen, was sie an ihnen gethan, und seine Kinder sollten für sie beten; Ro-

land fügte noch hinzu, wenn die Schwester in die Gegend käme, dann möge sie doch ja vorsprechen, wozu denn allerdings wenig Aussicht vorhanden war.

Während die Beiden nun Tag und Nacht im Coupé neben einander saßen, haben sie noch mancherlei zusammen verhandelt. Roland konnte sich gar nicht in die letzten Briefe seiner Frau finden, konnte sich gar nicht das Gesicht seiner Beete vorstellen, das zu solchen Worten passen könne.

Es müsse ja doch wohl Alles vom Kriege herühren, meinte er dann schließlich, der kehre ja doch Alles zu unterst und oberst, und da sei bei seiner lieben Frau wohl auch etwas nach Oben geschüttelt worden, wovon man früher garnichts geahnt habe. Helmmuth fand das auch gar nicht unwahrscheinlich und fügte hinzu, er komme auch als ein Anderer wieder nach Hause. Erstlich mal habe er im Kriege mit Augen gesehen, was das eigentlich heiße, daß unser Herrgott die Welt reglere. Er habe das freilich schon als Junge auf der Schulbank gelernt, aber bisher habe er sich freilich nichts dabei gedacht und müsse jetzt gestehen, daß er den lieben Gott so ziemlich auf's Altentheil gesetzt habe. Jetzt aber wisse er's, daß mit Seinem Regiment nicht zu spaßen sei. Für's Zweite habe er auch das erfahren, daß es viel Liebe und Gütigkeit gebe unter den Menschen, und denke dabei besonders an die gute Schwester im Lazareth, deren es ja Viele, sehr Viele geben solle. Darüber habe er nun seine eignen Gedanken, nämlich wie es eine Sonne am Himmel gebe, von welcher alles Licht und alle Wärme ausgingen, so müsse es auch eine unsichtbare Sonne geben wovon all' die wunderschöne Liebe und Güte in die Menschenherzen ausströme. In diesem Sonnenschein wolle er künstlich leben, jeden Morgen sich daran erquicken und stärken und jeden Abend sich damit niederlegen. Das solle ihm, sammt Weib und Kindern gut thun. Darum wolle er sich auch nicht quälen und grämen über die Zukunft, es werde sich schon Alles machen.

(Schluß folgt.)

Das religiöse Leben der Malabaren.

Im 17. Kapitel der Apostel Geschichte lesen wir, daß der Apostel Paulus den Athenern vorhält, daß sie in allen Stücken die Götter gar sehr fürchteten. Dies kann man auch mit Recht von den Malabaren sagen. Das ganze Land ist mit großen und kleinen Tempeln bedeckt; am Wege unter den Bäumen, im freien Felde, im Busch und Wald begegnet man Götzenaltären und Bildern. Das Leben der Eingeborenen ist durch und durch religiös. Nach ihren hl. Büchern, Schastras genannt, giebt es nicht weniger als 33 Millionen Götter, dazu kommen noch 48,000 Heilige, von denen besonders einige in großem Ansehen stehen. Die ursprüngliche Religion der Malabaren war ein crasser Dämonendienst; dazu brachten die vom Norden her eingewanderten Brahminen ihre Bedischen Götter Brahma, Wischnu und Schiwa mit deren Frauen, Dienern und Nachkommen. Brahma, der als der Schöpfer der 14 Welten angesehen wird, ist heute der Vergessenheit so anheimgefallen, daß er im ganzen Lande keinen Tempel besitzt, auch Wischnu ist als solcher bei den Malabaren nicht in großem Ansehen. Desto mehr aber gilt der schmutzige Krishna, eine Incarnation Wischnu's, dessen schmuckvoll gemeine Lebensgeschichte von Alt und Jung, Männern und Weibern gelesen und gesungen wird. Zwei

Haupttempel in Malabar, bei denen jährlich ein 10tägiges Fest gefeiert wird, sind ihm geweiht. Die meisten und reichsten Tempel gehören jedoch Schiwa, der unter dem Bilde des Linga (Phallus) verehrt wird. Trotz diesen Tempeln und Festen darf man aber getrost behaupten, daß die Furcht und Scheu vor diesen brahmanischen Göttern beim Volke nicht besonders groß ist.

Die Brahminen, die in den Schiwa- und Wischnu-Tempeln als Priester fungiren, sind alle rablate Pantheisten, welche den groben Götzendienst als nur für das dumme Volk geeignet betrachten. Außerlich machen sie ihn natürlich mit und befördern ihn aus allen Kräften, weil er ihnen die Mittel an die Hand giebt ein miltziges Faulenzuleben führen zu können. So entgegnete mir einst mein Sprachlehrer, ein stolzer Brahmine, auf die Frage: Wie er als Pantheist dazu komme, tagtäglich um das Gözenbild herumzutanzten? mit der schlagenden Antwort: „Muß ich nicht täglich meinen Bauch füllen?“ Das ist die Gestinnung aller dieser „Erbengötter“, der Bauch ist ihr Gott.

Was nun die niedern Kasten betrifft, so besuchen sie zwar mit ihren Opfern und Gaben die Tempel der brahminischen Götter zahlreich, ja sie spenden dort so reichlich, daß nicht nur die dienstthuenden Priester und die in großer Anzahl die Feste besuchenden fremden Brahminen sich gütlich thun können, sondern daß auch sehr große Tempelschätze aufgehäuft werden, aber die eigentliche Religion dieser Kasten ist auch heute noch der Dämonen-Dienst. Ueberall wo die Hütten und Häuser dieser Kasten sich vorfinden, trifft man auch die Tempelchen der Teufel. Die Timkaste hat nicht weniger denn 25 solcher bösen Geister von denen besonders 4 sehr gefürchtet sind. Obenan steht der Muttappen, d. h. der Großvater, der zweite im Rang ist ein ehemaliger Rimrod, Kullawen genannt, der dritte ist eine weibliche Persönlichkeit und heißt Tschamundt, der vierte sehr gefürchtete heißt Kuttischatan. Gewöhnlich vereinigen sich einige ärmere Familien zum Bau und Unterhalt eines solchen Tempels, was den Einzelnen jährlich \$5—10 kosten mag. Wer keinen Antheil an einem Tempel hat, der räumt seinem Lieblingsdämon eine, immer nach Norden gelegene Kammer im Hause ein, die deswegen kurzweg „der nördliche Thail“ genannt wird. Die frühere Eclavtenkaste verehrt achtzehn verschiedene Teufel. Allen werden Feste veranstaltet, bei welchen zwar ein großer Zusammenlauf des Volks stattfindet, aber der Missionar doch nicht viel arbeiten kann, weil Palmweintrinken eine Hauptbeschäftigung der Theilnehmer ist. Der Teufelspriester, bunt bemalt, mit Schellen und anderm Firlefanz behangen, springt mit einem krummen Schwert wie besessen unter der Menge herum, Trommelwirbel und Volksgeschrei begleiten ihn, kurz, es geht zu als ob wirklich die Hölle losgelassen wäre. Die Weberkaste begnügt sich mit einem Gotte. Derselbe, Ganapatti mit Namen, gilt für sehr weise, weshalb er mit dem Haupte des Elephanten geziert dargestellt wird. Die Entstehung dieses Gottes, der ein Sohn Schiwas sein soll, ist so abscheulich gemein, daß es nicht zu beschreiben ist. Ueberdies hat derselbe solch einen großen Appetit, daß er nie satt wird, weshalb wohl auch die Weber an diesem Götzen genug haben.

Der Ursprung dieser Teufelverehrung ist nicht schwer zu ergründen. Untersucht man die Geschichte der einzelnen, jetzt bei den Malabaren in Achtung stehenden bösen Geister, so findet man, daß es einst Leute gewesen sind, welche sich seiner Zeit durch Bos-

heit und Laster vor Andern derart auszeichneten, daß die Furcht, in die sie andere zu versetzen mußten, ihr Leben überdauerte und dieselben, um sich vor ihrer Bosheit sicher zu stellen, ihnen Opfer brachten. Auf diese Weise ist es einem Engländer gelungen sich unter die Reihe der Götzen zu versetzen. Derselbe, ein einstiger Richter, soll sich durch Härte und Grausamkeit gegen die Eingeborenen so in Schrecken und Furcht gesetzt haben, daß sie nach seinem Tode, Branntwein und Cigarren, welche er bei seinem Leben sehr liebte, auf seinem Grabe opferten, damit er sie in Ruhe lasse. Außer diesen Göttern und Teufeln gibt es aber noch viele Gegenstände, welchen der Malabare göttliche Verehrung zollt. Es sind da viele hl. Wasser, Teiche und Orte, wohin Opfer gebracht werden. Unter den Thieren ist besonders die Kuh, die Brillenschlange, und der schwarze Affe (Hanuman) heilig; auch heil. Bäume und Sträucher giebt es, wie z. B. der Tulast-Strauch und die hohe Ficus religiosa, welche beide bei keinem Tempel fehlen.

Die Religiosität der Heiden entspringt nicht aus Liebe und Vertrauen zu ihren Göttern, sondern aus Furcht und Schrecken vor der Rache derselben, welche sie durch Opfer und Selbstpeinigung abzuwenden suchen. Wie ihre Götter von Liebe und Erbarmen nichts wissen, so ist es natürlich, daß ein kindliches Zutrauen zu denselben nicht aufkommen kann. Brahma hat die Welt nicht aus Liebe geschaffen, nicht um die Geschöpfe an seiner Herrlichkeit und Seligkeit Theil nehmen zu lassen, sondern aus Langeweile. Die bunte Welt mit ihren zahllosen Geschöpfen ist sein Spielzeug, das er ebenso leichtfertig wieder verwirft, wie er es ins Dasein gerufen hat. Eigentliche Gebete zu Gott hört man nicht, das, was noch am ehesten an ein solches streift, ist der Ausruf: O Gott, beschütze mich! Sonst wird als Gebet der Name Nama 1000 mal hergeplappert, so schnell als die Zunge ihn aussprechen kann. In irgend einer Noth und Bedrängniß werden Gelübde gethan. Diese bestehen entweder in dem Versprechen einer Wallfahrt an einen berühmten Ort, meist aber in Opfern in einem oder in mehreren Tempeln: Frauen weihen oft vor der Geburt eines Kindes dasselbe einem Gotte für eine Anzahl Jahre, oder für die ganze Lebenszeit desselben. Das Kind ist dann gebunden diesem Gott jährlich ein bestimmtes Geldopfer zu entrichten. Wenn die Pocken oder die Cholera an einem Orte ausbrechen, so wird die ganze Nacht getrommelt und geläutert, damit die Schutzgöttinnen dieser Krankheiten besänftigt werden möchten. Welcher Schrecken ergreift aber die Gemüther, wenn eine dieser Seuchen in ein Haus einbricht! Die nächsten Anverwandten lassen die Ihrigen in den Händen bezahlter Wärter und fliehen davon. Die Wärter aber, welche einen festgesetzten Lohn für die Dauer der Krankheit erhalten, verscharren ihre Patienten oft, ohne daß sie gestorben sind, damit sie so schnell als möglich sonstwo Anstellung und Verdienst finden können! Ja, dies ist die Frucht der heidnischen Religiosität: Ein Leben voll Furcht und Angst und ein Ende mit Furcht und Schrecken, ohne Tröst und Hoffnung, ohne Licht und Leben, ohne Liebe und ohne Erbarmen. R.

Christe Sieger, gib Gnade den Heiden und mir.

[Aus dem Niederdeutschen des Hannoverschen Kreuzblattes übersezt.]

Wenn man von Neendorf nach der Landwehr zugeht und ist oben auf dem Gelsenberge angekom-

men, so hat man eine wunderschöne Aussicht in das hannoversche Land zwischen Deister und Leine. Das erste Kirchdorf, welches man da zu sehen bekommt, liegt hoch am Deister und heißt Luttringhausen. Von diesem Dorfe soll meine Geschichte ihren Anfang nehmen.

In den alten sächsischen Zeiten, als unsere Vorfahren noch Heiden waren, lebte in Luttringhausen einer, der nannte sich Lutter. Der hatte sich dort ein steinernes Haus gebaut unter der Hohen Haide und oberhalb des Badendicks, auf der Stelle, welche noch heute der Hof heißt.

Weiter war noch kein Hof da, auch keine Kirche und kein Pfarrhaus, und das schöne Schulhaus war auch noch nicht gebaut, bloß das steinerne Haus, worin Lutter wohnte, und das hieß Luttrhusen, wie es noch jetzt im Plattdeutschen gesprochen wird. Diesem Lutter nun gehörte das ganze Luttringhäuser Feld und vom Deister so viel Grund und Boden, wie er mit seinen Kühen abhüten konnte. Er war also ein reicher Herr.

In jenen Zeiten lebten die Heiden mit den Andern, die schon Christen waren, meist im Kriege, und unser Lutter war ein grausamer Feind der Christen. Er nannte die Christen gar nicht anders als die Sackermenter wegen ihres Tauf-Sakramentes, das sie zur Seligkeit brauchten.

Einst kamen nun die Christen mit großer Heeresmacht an, aber nicht gegen unser Land; diesmal sollte die Fahrt über die Elbe gegen die Naren gehen. Sie kamen aber durch das Lippische herangezogen, gingen zwischen Minteln und Hameln über die Wefer und wollten bei Wiebefe über den Sünkel und so nach dem Deister und der Leine zu in's Lüneburgische. Da machten sich die Heiden aus dem ganzen Calenberger Lande auf und achteten nicht, daß Friede war, sammelten sich oben auf dem Sünkel und lauerten den Christen auf. Als die nun nicht weit von dem Hohenstein oben in's Gebirge kamen und waren sich nichts Arges vermurthen dazu bei den steilen Wegen von allem Marschiren müde, da brachen die Sachsen mit großem Geschrei aus dem Holze hervor und stürzten wie Wölfe über die Christen her. Da fing nun ein schreckliches Morden und Gemetzel an. Bis auf diesen Tag heißt die Stelle, wo das geschehen ist, das Dachtelfeld (Prügel-feld, Schlachtfeld), und von Beber und Bate bis nach Ugeleyn findet man noch heutzutage beim Aekern Menschenknochen und Stücke von Lanzen, Schwertern und dergleichen Dingen.

Der erste war immer unser Lutter, ganz scheußlich wie ein Teufel anzusehen mit seiner Dämonenhaut auf dem Rücken und mit den Hörnern auf dem Kopfe. Als er nun im besten Schlachten war, da stieß er auf zwei, die waren Vater und Sohn, und der Sohn war ein ganz junger Mensch wie von Milch und Blut. Er nahm zuerst den Vater auf das Korn und schlug ihm den Schädel ein. Da fiel der Snuge ihm zu Füßen und bat den grimmigen Menschen um sein junges Leben. „Ich bin der einzige Sohn meiner Mutter“, sagte er, „die giebt dir, was du fordest, schenke mir das Leben.“ „Du Sackermenter“, schnob Lutter ihn an, du kommst mir gerade recht, solch ein Jüngelchen suche ich, du sollst bezahlen, was an meinem Kinde verbrochen ist. Bindet den Jungen und schafft den Sackermenter nach dem Deister auf das Osterrat.“ Seine Leute mußten Bescheid und thaten, was er sagte.

Mit dem Osterrat hatte es aber diese Bewandt-

niß. Die alten Heiden hatten auch ihren Gottesdienst auf ihre Weise; den hielten sie an heiligen Stätten auf der blanken Haide oder auf hohen Bergen. In unserer Gegend hatten sie ihre Stätte oben auf dem Deister, auf dem Osterate (einer Bergspitze). Da ragte der Sandstein hoch in die Luft, steile, mächtige Felsen, wie von Niesen eingepflanzt. Da liegen auch die Blöcke umher, große, ungefügte Stücke, die Menschenhand nicht bewegt; da sah man hinaus auf Land und Leute, auf den Wald voller Wild; da sauste der Wind durch die hohen Buchen, und da heulten die Wölfe an den Berghängen. Das war der Ort, wo sie den Götzen dienten mit Schlachten von Pferden, mit Fressen und Saufen und Brüllen. Von der Heidenstraße, die sie da aufführten, nannten die Christen diese Stätte die Teufelskammer, und so heißt sie bis auf den heutigen Tag. Das allerscheußlichste aber, was sie da trieben und wobei einem grauet, wenn man bloß daran denkt, das war, daß sie dort auch Menschen schlachteten ihren Götzen zu Ehren.

Dazu nahmen sie die Gefangenen in den Kriegen, die mußten dran glauben, denn Gnade war nicht bei den Heiden. Nun wissen wir Bescheid, was das auf sich hatte, als der wilde Lutter sagte: „Schaffet den Sackermeter auf das Osterrat“.

Nicht weit von der Teufelskammer liegt ein gefährlich großer Stein, so lang wie breit und so hoch, wie dick. Mitten drin ist ein Loch wie eine Nille zum Ableiten. Den nannten die Heiden den Kexterstein (Qual- oder Marterstein). Das war der Stein zum Schlachten der Menschen. Diesen Stein umstanden am Morgen nach der Schlacht am Sün- tel die Heiden mit gierigen Augen, um das Martern zu sehen, das sie an den gefangenen Christen verüben wollten. Die standen gebunden und nackt zur Seite. Dicht an dem Stein aber stand der Heidenprie- ster, von Kopf bis zu den Füßen in weißer Leinwand, die unten mit rothen Streifen benäht war. Sein ellenlanger Bart war mit bunten Bändern durchflochten, auf dem Kopfe hatte er einen Kranz von Mistelzweigen und in der Hand ein Schlachtmesser von Stein. „Der Älteste zuerst!“ so rief er mit Bärenstimme. Da griffen seine Gehilfen den Ältesten und legten ihn über den Stein. Er aber nahm sein Messer und setzte es ihm an den Hals, gerade auf die Schlagader. Dann sah er herum in Kreise. Die Heiden singen an den Schlacht- gesang anzustimmen, entseßlich zu hören. Der Christ aber, dem das Messer an der Kehle saß, hatte Zeit sein Vaterunser zu beten. Der Gesang war zu Ende, der Priester stieß zu. Hoch spritzte das Blut in die Luft, fiel auf den Stein herab und floß in der Rinne nieder die Steinwand hinunter. Da brüll- ten die Heiden laut auf in gräßlicher Freude und ließen sich das Blut auf Schild und Schwert laufen, das sollte Kraft zum Siege geben und vor tödtlichen Wunden bewahren. Noch zuckte der Leichnam, da stieß ihn der Priester herab und rief: Den andern herauf! Und nun ging das Schlachten von neuem los. Am letzten Ende kam auch der Jüngste an die Reihe. „Das ist meiner“, sagte Lutter. Da bat das junge Blut noch einmal um sein Leben. Er dachte an seine Mutter und das Leben ist süß. Da war es, als ginge etwas vor in Lutter's Seele. Seine Augen flogen hin und her, bald auf des Jun- gen Gesicht, dann zur Seite, dann wieder waren sie stier auf den Jungen gerichtet. „Sollst leben“, rief

er, „aber schwöre deinen Glauben ab, du Sacker- meter!“ Da leuchteten dem jungen Menschen die Augen auf! Ties Wort machte ihn fest, er war ein Mann geworden in diesem Augenblicke. Ich schwöre nicht ab“, sagte er fest und gewiß, „hier ist mein Leben“. „Hinauf auf den Kexterstein, so räche ich mein Kind“, schrie Lutter jetzt voll Wuth, und kräf- tige Arme faßten den Jüngling. Er lag zum Schlachten bereit. Da rief er laut: Christe, Sie- ger, gib Gnade den Heiden und mir! Dann stürzte sein Blut, sein Leib zuckte, aber seine Seele war genesen.

Du sollst bezahlen, was an meinem Kinde ver- brochen ist, hatte Lutter gesagt, und jetzt sprach er wieder: So räche ich mein Kind. Wie er das meinte, will ich jetzt erzählen.

Es war wohl zwanzig Jahre her, da drangen auch einst die Christen mit Gewalt in das Land. Unsere Vorfahren konnten damals nichts machen und mußten sich zum Vertrage bequemen. Um aber den Frieden fester zu machen, wurde allen unsern Edel- leuten aufgegeben eins von ihren Kindern herzu- geben, welche die Christen als Bürgen mit in ihre Heimat nahmen. Lutter mußte auch eins hergeben, und weil seine Söhne noch unmündig waren, so stellte er seine Tochter, die damals sechzehn Jahre alt war. Das ging nun ohne Jammern nicht ab und den Ingtrimm konnte man an den Augen sehen. Aber später hatten sie es gut. Sie wurden alle unterwiesen in der christlichen Lehre und ließen sich taufen. Die Jungen lernten etwas ordentliches, und die Mädchen heiratheten eine nach der andern. Lutter's Tochter heirathete auch und, als sie einen kleinen Sohn bekommen hatte, nannte sie ihn nach ihrem Vater Lutter. Zu dem Alten war aber nie eine Nachricht von seiner Tochter gekommen, und er glaubte, sie sei längst todt. Nach Heidenart fraß sich nun ein glühender Haß gegen die Christen tief in sein Herz ein, und der Gedanke an Rache war sein einziger Trost. Darum sagte er: So räche ich mein Kind.

Als der kleine Lutter nun heranwuchs, da erzählte ihm seine Mutter oft von seinem Großvater im Heidenlande und von Luttringhausen und von der Teufelskammer und von dem Kexterstein, auf dem die Christen geschlachtet wurden. Und wenn dann dem Knaben gräulich zu Muthe wurde, dann sagte die Mutter: Komm, Lutter, wir wollen beten; und sie beteten: Christe Sieger, gib Gnade den Heiden und uns. Dann sagte der Junge: Mutter, wenn ich erst groß bin, dann gehe ich nach Luttringhausen zu meinem Großvater, den will ich zum Christen bekehren.

Als nun nach Jahren die Kriegsfahrt nach der Elbe losging, da bat der junge Lutter, der jetzt 16 Jahre alt war, seinen Vater, er möchte ihn mitneh- men, er wollte seinen Großvater besuchen. Gut, sagte der Vater, mit den Leuten zwischen Deister und Leine ist Frieden, und ich fürchte daher nichts. Nimm Abschied von deiner Mutter. Und die Mutter gab dem Kinde ihren Segen und sprach: Vergiß nur ja das Beten nicht. Lutter versprach ihr das auch in die Hand, und so zogen sie fort.

Als sie nun nach langem Marschiren auf den Sün- tel kamen, da sagte der Vater: Sieh, Junge, nun kannst du den Deister schon sehen, hinter den Bergen liegt Luttringhausen; nun werden wir bald beim Großvater sein. Ja wohl, den sollten sie bald sehen, aber ganz anders als sie gedacht hatten.

Nicht lange, so lag von Lutters Hand erschlagen sein Tochtermann auf dem Sün- tel, und seines Onkels Blut, auf dem Deister verzossen, klebte an seiner Hand. Er wußte das nicht, er sollte es aber er- fahren.

Als die Nachricht von dem Blutbade auf dem Sün- tel in das Christenland kam, da gab es viel Weinen, Klagen und Fragen. Und als nun Lutter's Tochter Umfrage hielt, da wurde ihr als gewiß er- zählt, daß ihr Mann todt wäre, aber von dem Jungen wußte niemand nichts zu sagen.

Da dachte sie an das Osterrat, sie kannte ihre Leute, und Entsetzen packte sie. Sie wußte wohl, was sie zu thun hatte, die kinderlose Wittwe; sie machte sich auf und wanderte zur Heimat.

Ein schreckliches That.

Wie auch heutzutage Christen noch in die Lage kommen können, ihren Glauben mit ihrem Blute besiegeln zu müssen, zeigt eine traurige Geschichte, welche uns im Lutheran Standard mitgetheilt wird.

Inicking Co., Ohio, wurde Susannah Jones, die einzige noch lebende Tochter des Alfred Jones von diesem ihrem Vater am 13. December ungefähr 50 Schritte von ihrem Wohnhause böswillig ermor- det. Ihr Vater war ein Wittwer und die Ermordete hielt Hans für ihn, indem sie, wie es einer liebevol- len Tochter zukommt, für alle seine Bedürfnisse nach besten Kräften und mit herzlichster Liebe sorgte. Schon seit Jahren gehörte sie zu der Lutherischen Good Hope Church, deren treues Glied sie bis zu ihrem Ende blieb. Alle Nachbarn gaben ihr das Zeug- niß, daß sie eine Frau von guter Gemüthsart war, in hoher Achtung stand und einen christlichen Wan- del führte. Ihr Vater aber gehörte nicht nur zu keiner Kirche, sondern suchte seine Tochter auch in tyrannischer Weise von derselben abzuhalten, wobei er sogar drohte sie ermorden zu wollen. Am 13ten November war Miß Jones zum letzten Male in der Kirche und feierte das heilige Abendmahl mit. Am 13ten December übersiel der Vater, der ein sehr leidenschaftlicher Mann sein soll, sie mit einem Beile und tödtete sie nach kurzer Gegenwehr. Er ging dann nach Newark und übergab sich dem Ge- richt. Am 15ten wurde die Ermordete unter un- geheurer Betheiligung kirchlich begraben, obgleich niemand ihrer Verwandten zugegen war.

Der Grund von dem Haße ihres Vaters gegen sie ist offenbar in ihrem Bekenntniß zu Christo zu suchen. Denn schon oft hatte der Vater ihre Bücher verbrannt und ihr den Tod angedroht, wenn sie nicht von der Kirche lasse.

Möge Gott dem armen mehr als siebenjähri- gen Manne, der jetzt im Gefängniß sitzt, die Augen über seine schreckliche Sünde öffnen, so lange es noch Zeit ist, und ihm ein büßfertiges Herz verleihen! Alle Christen aber wolle er stärken, daß sie sich durch keine Verfolgung und keinen Spott von ihm abwendig machen, sondern lieber sich tödten las- sen, denn, spricht der Herr Christus, „wer sein Leben verlieret um meinetwillen, der wird es finden!“ Math. 10, 39.

Segen den Schulzwang.

In verschiedenen Staaten unserer Union wird jetzt wieder der Versuch gemacht, den Schulzwang einzuführen. Als hauptsächlichster Grund für diese

Bestrebungen giebt man an, daß die Schule das Fundament unserer Republik sei, und daß die letztere gewiß untergehen werde, wenn man die Schule nicht ordentlich hebe und alle Kinder zwänge dieselbe zu besuchen. Allein dieser Grund ist nicht stichhaltig. Gewiß ist eine ordentliche Erziehung von unberechenbarem Segen auch für den Staat. Und zu solcher Erziehung gehört auch nothwendig eine gute Schule, obwohl die beste Schule allein noch kein Kind erziehen kann, sondern das Elternhaus die Hauptsache thun muß, wie ja denn im Hause die Kinder auch weitaus den größten Theil ihrer Zeit zubringen. Aber die Staatschule kann nicht einmal das leisten, was eine gute Schule leisten soll für die Erziehung, weil Gotteswort von ihr ausgeschloffen ist. Es ist aber ganz verkehrt, zu meinen, daß die bloß verstandesmäßige Ausbildung, wie sie in den Staatschulen erstrebt wird, den Menschen besser mache. Das ist ein Grundirrtum des modernen Liberalismus, der auch durch die Erfahrung längst als solcher nachgewiesen ist. Deshalb ist das Schreien nach Schulzwang völlig unbegründet.

Wir sind aber noch aus einem andern Grunde gegen den Schulzwang. Wir können dem Staate kein Recht zuerkennen, die Erziehung der Kinder in seine Hand zu nehmen. Staatschulen mag und muß er einrichten, wenn und wo es sonst niemand thut. Aber ob die Schulen benutzt werden sollen, das zu entscheiden liegt in der Hand der Eltern. Demen ist die Erziehung der Kinder von Gott befohlen. Thun die es nicht, so kommt in zweiter Linie die Kirche. Nur wo die ihre Schuldigkeit auch nicht thut, mag der Staat aus Noth zutreten. Das ist auch die altamerikanische Ansicht von der Aufgabe des Staates, daß sein Wirkungskreis so viel als möglich zu beschränken sei und nichts in denselben falle, was sonst auch gethan werden könne. Räumt man aber dem Staat ein Recht auf die Erziehung der Kinder ein, so wird man ihn auch die Mittel der Erziehung bestimmen lassen müssen. Führt nun dieser den Schulzwang überhaupt durch, so werden wir auch mit Nothwendigkeit dahin kommen, daß die Kinder später gezwungen werden die Staatschulen zu besuchen, oder daß doch den Privatschulen die Mittel der Erziehung vorgeschrieben werden, wie das jetzt schon von den Ungläubigen gefordert wird. Darum principis obsta, hüte dich vor dem Anfang! E.

† Pastor Georg Hölzel. †

Es hat dem Herrn über Leben und Tod gefallen, unsern Amts- und Mitbruder, Herrn Pastor Georg Hölzel, aus der freitenden in die triumphirende Kirche zu versetzen. Derselbe war am 9. Februar 1850 zu Petersbach im Elsaß geboren. Schon als kleiner Knabe zeigte er große Liebe zum Reiche Gottes, und es war sein eifriges Streben dem Herrn Jesu zu dienen. Schon früh hat er seine Eltern, si-möchten ihn doch Missionar werden lassen, damit er den Heiden das Evangelium bringen könne. Als Knabe von zwölf Jahren sammelte er auf eigenen Antrieb Gaben für lutherische Missionsanstalten, worüber er von seinem damaligen rationalistischen Pastor, der früher nie etwas für Mission gethan hatte, durch diesen Vorfall aber bewogen wurde, für die unierte Anstalt in Basel zu wirken, öffentlich getadelt wurde.

Hölzel's Eifer für die Ausbreitung des Reiches Gottes zeigt sich auch darin, daß er, als die Eltern

nicht einwilligen wollten, daß er Missionar werde, darum bat, man möge ihn doch Schullehrer werden lassen. Dann könne er sich doch etwas Geld ersparen und schließlich doch in einer Missionsanstalt eintreten.

In seinem vierzehnten Lebensjahre lernte ihn Pfarrer Reichardt aus Lügelsheim kennen, der ihn auf-forderte bei ihm Unterricht zu nehmen. Hierüber war der fromme Jüngling sehr erfreut. Die Unter-richtsstunden begannen sogleich, und viel Gutes ist dem jungen Hölzel von dem trefflichen Pastor Reichardt erwiesen worden, wofür ihm hier noch öffent-lich gedankt werden soll. Es war nun zunächst die Absicht, daß Hölzel lutherischer Pastor im Elsaß werden sollte, doch davor schreckte dieser zurück, denn er wollte keine rationalistische Unverstätt beziehen, aus Furcht, selbst seinen Glauben zu verlieren.

Dagegen trat er mit Einwilligung seiner Eltern in seinem 19. Jahre in die Missionsanstalt in Her-mannsburg ein, um sich auf die Arbeit unter den Heiden vorzubereiten. Doch der treue Gott lenkte es so, daß Hölzel gegen seine Absicht für Amerika bestimmt wurde, worüber er sich später freilich sehr freute, weil er nicht eigene Wege gegangen war. Im Jahre 1872 landete er in New York und wurde bald von der Gemeinde in Nipon berufen, an der er mit großer Treue und unermüdelichem Fleiße gearbeitet hat. Dort brach er auch unter seiner schweren Ar-beitslast zusammen. Dort aber hat Gott seine Arbeit auch sichtbar gesegnet. Nachdem der Selige vier Jahre in Nipon thätig gewesen war, folgte er einem Berufe nach dem benachbarten Fond du Lac, wo er sich mit Gottes Hilfe wieder zu erholen gedachte. Doch der treue Gott hatte es anders beschlossen. Am 22. Dezbr. vorigen Jahres schlug seine Erlösungs-stunde und sein Heiland holte ihn zu sich.

Als der selige Hölzel sein Ende herannahen fühlte, konnte er nicht genug seine Freude darüber ausdrücken, daß er nun „heim zu seinem Heiland gehe.“ Wiederholt sprach er aus: „Ihr könnt euch gar nicht denken, wie sehr ich mich freue, daß ich jetzt zu meinem Heiland komme.“ „Ach,“ sagte er, wie werden sich die Engel freuen, daß wieder ein armer Sünder kommt!“ Er sang dann leise mit schon gebrochener Stimme das Lied: Christus, der ist mein Leben. Auch seine Angehörigen mußten dasselbe wiederholt vorsin-gen, wobei er, so gut es eben ging, noch miteinstimmte. Darauf mußten sie ihm das Lied singen: Wann schlägt die Stunde, ach, wann darf ich gehen heim, ach nur heim? Mücht meinen Heiland im Himmel bald sehen. Heim, ach nur heim! Auch dies Liedchen sang er schon mit ganz gebrochener Stimme noch mit Besondere der dritte Vers: Wenn ich nur dich habe, ewiger Herr, wünsche nichts mehr! mußte wieder-holt angestimmt werden. Dann lautete er die Worte: Wünsche nichts mehr, so lange er einen Laut von sich geben konnte, noch nach und sah dabei die Umstehen-den voll inniger Freude an. Darauf schloß er sanft ohne jede Zuckung ein. Dan. 12, 2.

Das Begräbniß fand unter allgemeiner Betheiligung am zweiten Weihnachtstage statt. Pastor Breuner von Dichtsch hielt dem Entschlafenen nach dessen Wunsche eine Leichrede über Luk. 2, 10. 11 und Pastor Liesfeld, sein Nachfolger in Nipon, sprach ebenfalls einige Worte der Erinnerung und des Trostes. Der Entschlafene hinterläßt eine Wittve und ein dreijähriges Töchterlein. Außer diesen trauern um ihn seine Eltern, die er bei sich hatte, eine Tante die ebenfalls in seinem Hause lebte, und sein jüngerer

Bruder, der seit August als Gehülfprediger bei ihm weilte. Wir aber, lieber Leser, wollen Gott bitten daß er uns auch ein selig's Ende beschere!

(Der Friedensbote aus Elsaß-Lothringen wird gebeten zu copiren.)

Kirchliche Chronik.

Der seit Wochen ausgeschriebene Kirchentag von General-Synodisten und General-Councilisten hat am 27. und 28. Dezember in Philadelphia stattgefunden. Gegen 100 Pastoren und etwa 30 Gemeindeglieder wohnten den Sitzun-gen bei. 13 Abhandlungen über vorgeschriebene Thematata wurden verlesen und an jede derselben knüpfte sich eine kurze und wie es scheint nothdürftige Besprechung. Die Besorger und ihre Thematata waren folgende: Dr. Morris, (General-Synode) die Augsburgische Confession; Dr. Krauth, (General-Council) das Verhältnis der lutherischen Kirche zu andern Denominationen; Dr. Brown, (G. C.) die vier allgemeinen (lutherisch genannten) Kirchenkör-per; Prof. Jacobs, (G. C.) die Geschichte und das Wachstum der luth. Kirche in den Vereinigten Staa-ten; Dr. Valentine, (G. C.) die Erziehung inner-halb der luth. Kirche; Dr. Diller, (unbekannt) Spra-chenverhältnis der luth. Kirche; Dr. Eiß, (G. C.) Mißverständnisse und falsche Darstellungen, (ein Jowaisch's Thema); Dr. Conrad, (G. C.) die Eigentümlichkeiten der Augsburgischen Confession, (dabei das Curiosum sich ereignete, daß die Witten-berger Concordie von 1536 auf die Abfassung und Gestaltung der Augustana von 1530 ihren Einfluß ausgeübt haben soll; solche kleinen Anachronismen geniren aber einen echten amerikanischen Doc-tor der Theologie nicht sehr); Dr. Stork, (G. C.) liturgische Formen; Dr. Mann, (G. C.) das Luther-thum der Väter unserer Kirche in diesem Lande; Dr. Diehl, (G. C.) die göttlichen und menschlichen Fac-toren im Beruf zum Predigtamte, wie dieselben von luth. Theologen angesehen werden; Dr. Bedekind, (G. C.) die erziehlischen und sacramentalen Vor-stellungen (?) der luth. Kirche in ihrer Beziehung zu einem gottseligen Leben.

Die Beurtheilung, die dieser Kirchentag Seltens der verschiedenen Kirchenblätter findet, ist eine gar verschiedene. Der „Lutheran und Missionary,“ (G. C.) meint, derselbe habe die Gehirnstärke und Macht der luth. Kirche enthalten. So bescheiden das nun auch klingt, so wollen wir ihm doch nicht widerspre-chen; denn viel Gehirn, menschl. Wes, eigenes Gehirn, ist jedenfalls dabei verbraucht worden; aber von dem rechten luth. Pulsschlag, von dem Herzblut der luth. Kirche findet man in den meisten der Vorträge, wie sie der „Lutheran und Missionary,“ im Auszuge bringt, wenig oder gar nichts.—Der „Observer“ (G. C.) ist nun gar entzückt über den Erfolg des Kirchen-tages. Nach ihm waren die verlesenen Abhandlun-gen „gelehrt und bewiesene Fähigkeit,“ und einige wurden sogar mit Eindruck machender Beredsamkeit und Kraft vorgetragen. Es ist gewiß selten gesche-hen, daß eine Anzahl Abhandlungen von gleicher Werthe bei einer ähnlichen Gelegenheit vorgetragen wurden u. s. w. Ganz anders lautet, was die „luth. Zeitschrift“ (G. C.) in einem sehr nüchternen Berichte darüber urtheilt. Sie schreibt:

„Die Referate, die dabei vorgetragen wurden, waren, wie sich das wohl erwarten ließ, von sehr ver-schiedenem Werthe. Neben ganz oberflächlichen und

grundirrhümlichen Dingen bekam man auch gesunde, gründliche und anregende Gedanken zu hören. Die Besprechung, die jedesmal auf das verlesene Referat folgte, war ziemlich dürftig. Es schien fast, als herrsche eine gewisse Zurückhaltung und Beklommenheit, die es anfangs nicht zum rechten Ausdruck kommen lassen wollte. Doch wurde die Discussion, je länger die Sitzung dauerte, um so freier und lebendiger. Von einem wirklichen Eingehen und gründlichen Erörtern streitiger Punkte konnte keine Rede sein. Es kam nirgends dazu und natürlich auch nicht zu einer Einigung in irgend einem besonderen Punkt. Das war ja dem Programm nach auch nicht beabsichtigt. Daß mitunter auch etwas unangenehme Reminiscenzen an „York“, „Fort Wayne“ &c. auftauchten, ist nicht zu verwundern. Doch herrschte im Ganzen ein durchaus ausändiger und wohlwollender Ton.“

Obwohl nun, wie allseitig zugestanden wird, keine directen Resultate von diesem Kirchentage zu erwarten sind, so wurde doch ein Committee eingesetzt, um die zur Abhaltung eines zweiten Kirchentages in nicht zu ferner Zukunft nöthigen Schritte zu thun. Auch sollen sämmtliche auf dem ersten Kirchentage orgelesenen Abhandlungen unverkürzt gedruckt werden, wenn sich ein Verleger findet, der das Risiko übernimmt. Sollte das geschehen, so werden wir ja hoffentlich auch in den Besitz eines Exemplars gelangen und werden dann unsern Lesern weitere Mittheilungen darüber machen. Z.

Wenn ein Präses einer Districts-Conferenz des New York Ministeriums entscheidet, daß ohne seine Erlaubniß die Gemeinden seines Districtes nicht einmal mehr zusammenkommen dürfen, so hat sich dort der Grabatismus selbst übertroffen. Welche Gemeinde sollte sich nicht nach solch väterlichem Kirchenregiment sehnen? Oder vielmehr, wie sollten doch unsere lieben Synodal-Gemeinden Gott danken, daß sie die reine, lautere Lehre des göttlichen Wortes und damit auch den unverkürzten Besitz und Gebrauch ihrer christlichen Freiheit und aller theuren Christenrechte haben! „Ihr seid theuer erkauft, werdet nicht der Menschen Knechte!“ 1. Cor. 7, 23. Z.

In der englischen Congregationalisten-Kirche ist ein großer Streit entstanden über die Frage, ob die Höllestrafen ewig dauern würden oder nicht. Erst hieß es, daß jene Gemeinschaft in diesem Stücke fast in ihrer Gesamtheit von den alten Bekenntnissen abweiche. Das ist nun freilich nicht der Fall. Nach einer oberflächlichen Anfrage, die von einem Kirchenblatte gehalten wurde, scheint es, als ob die weit überwiegende Zahl sowohl der Prediger als der Gemeinden an der alten Bibelwahrheit in diesem Punkte noch festhält. Aber es giebt doch auch eine bedeutende Minorität, welche die Ewigkeit der Höllestrafen leugnet oder doch die Annahme oder Verwerfung dieser Lehre für unwesentlich hält. Ueber solche Zustände wundert man sich nun und bedenkt gar nicht, daß das die natürliche Folge des allgemein geprüferten und practizirten Unionismus ist. Wenn man nicht ganz mit dieser gefährlichen Richtung bricht, so wird eine Lehre nach der andern für unwesentlich erklärt werden, bis zuletzt das Christenthum ganz dahin fällt. Und was bleibt denn eigentlich vom Christenthum noch stehen, wenn es keine ewige Verdammniß giebt? E.

Der methodistische Kalender für 1878 giebt uns die Statistik der Methodisten in der ganzen Welt. Danach gäbe es im ganzen 28,714 methodistische Prediger und 4,383,888 Laienglieder. Von diesen kommen auf die Bischöfliche Methodisten-Kirche in den Ver. Staaten: 11,256 Prediger und 1,673,287 Glieder, und auf die „Evangelische Gemeinschaft“ (Albrechtsbrüder) 828 Prediger und 105,013 Glieder.

In Baltimore ist vor kurzem der „Neue Tabernakel“ der dritten Universalisten-„Kirche“ eingeweiht. Bei dieser Gelegenheit predigten nicht nur Universalisten und Unitarier, sondern auch zwei Methodisten, Dr. Maylor und Rev. Paulson; ja, schließlich auch noch Rabbi E. G. Hirsch D. D. vom Berg Sinai Tempel. Hier fand man also in liebevollster Gemeinschaft Unitarier, welche die Gottheit Christi leugnen, Universalisten, die nicht an die ewige Verdammniß glauben, Methodisten und einen Juden. Kann es noch eine weitherzigere Union und eine offenerere Verleugnung Christi geben? E.

Nach dem Brobst'schen Kalender beträgt gegenwärtig die Zahl aller derer, die sich in Amerika lutherisch nennen, wie folgt:

Synoden 58, Pastoren 2914, Gemeinden 5136 mit Kommunikanten 655,529.

Diese Zahlen, verglichen mit denen des vorigen Jahres ergeben ein Wachsthum der Synoden um keine, der Pastoren um 133, der Gemeinden um 162, der Kommunikanten um 26,325.

Es gehören von allen sich lutherisch Nennenden zur

Generalsynode: 23 Synoden, 794 Pastoren, 1206 Gemeinden mit 116,484 Kommunikanten,

zum General-Council 10 Synoden, 573 Pastoren, 1,133 Gemeinden mit 179,174 Kommunikanten,

zur Synodal-Conferenz: 6 Synoden, 1,079 Pastoren, 1,798 Gemeinden mit 279,951 Kommunikanten.

Von den übrigen gehören etwa 100 Pastoren zur südlichen General-Synode, der Rest aber gehört zu keinem größeren Kirchentörper.

Uebrigens giebt es Synoden, Pastoren und Gemeinden, die nichts weniger als lutherisch sind, sondern welche die lutherische Lehre in Hauptstücken verwerfen. Besonders gilt das von der General-Synode. Wie es dort mit dem Lutherthum aussieht, kann man unter anderem daraus sehen, daß das officiële Gesangbuch der General-Synode, das Book of Worship, den Katechismus Luthers in verfälschter Form bringt und zwar ohne die Veränderung zu bezeichnen, wie die Zeitschrift mittheilt. So viel Achtung sollte doch die General-Synode vor dem großen Reformator haben, auch wenn sie seine Lehre verwirft, daß sie ihn nicht selbst den Irrthum, den er stets bekämpft hat, beschönigen läßt. E.

Büchertisch.

Jugendfreund = Lieder, gesammelt von Dr. A. Späth. Erstes Heft. Allentown: Brobst, Diehl & Co.

Es ist dies eine Sammlung und Separatabdruck der im verfloffenen Jahre im „Jugendfreund“ erschienenen Jugendlieder. Dr. Späth, der sich schon durch die

Herausgabe des vortrefflichen Sonntagsschul Liederbuchs des General-Council verdienstlich gemacht und guten gesunden Geschmack in der Auswahl der Lieder bewiesen, hat auch diese Sammlung, in der sich noch manche treffliche Perle findet, veranstaltet. Sie bildet ein Heftchen von 24 Seiten, klein octav, enthält 26 Lieder, meist mit beigegebener vierstimmiger Melodie, ist gut ausgestattet und kostet nur 15 Cts. das Stück, \$1.50 das Duzend, und \$10.00 das Hundert. Z.

Conferenz-Anzeige.

Der zweite District der gemischten ev.-luth. Pastoralconferenz versammelt sich vom 28.—30. Jan. 1878 in der Gemeinde des Herrn Pastor L. v. Schenk zu Rochester, Minn.

Georg Schaaf.

Quittungen.

Für die Anstalt: Pst. Dejung, Weihnachts-Coll. in Prairie du Chien \$23.41; in McGregor 8J Cts. — Pst. Brodmann, Weihnachts-Coll. \$17.88 — Pst. Kilian do. \$6.46; von N. N. 50 Cts. — Durch Prof. Ernst, von J. H. Schulz \$10. — Pst. Bading, von L. Rinderger \$2; Jfr. Gerich \$1; auf der Hochzeit bei Mr. Köppl gel. \$7.07; Ferd. Manthey \$1; F. Süßlow \$1; vom werthen Frauen-Verein der St. Johannes-Gem. \$94.77. — Durch Pst. F. Pieper von Joh. Dittmar 50 Cts; Joh. Plinke 25 Cts; J. Schromm \$1; N. N. \$1.25; N. N. 65 Cts; Jungfrau A. Brodmann 50 Cts. — Pst. Oppen \$10. — Pst. Adelsberg, von G. Romm \$1.

Für die Baucasse: Pst. Kilian, zweite Wache \$15. — Durch Prof. Ernst, von F. Köhn jr. \$9.25. — Pst. Conrad, aus der Missions-Casse seiner Gem. \$10.

Für Heiden = Mission: Pst. J. J. Meyer, Neujahrs-Coll. \$10. — Pst. Conrad, aus der Missions-Casse seiner Gem. \$8. R. Adelsberg.

Vom werthen Frauen-Verein der St. Petrus = Gem. in Milwaukee 3 Quitten für den Haushal: des College empfangen zu haben, bescheinigt dankbar

A. Ernst.

Watertown, den 3. Januar 1878.

Für die Haushaltung sind eingegangen von Herrn F. Knehn in Ebeoygan 1 Bog geräucherter Fische; von Hrn. Melcher in der St. Pauls Gem. zu Ironia 2 Sack Mehl und 2 Sack Kartoffeln. Für den Säugler Fritzche habe ich empfangen von Herrn Pastor Hölzel jun. \$11; für Cyppling von Herrn Pastor Cyppling in Kirckhahn auf der Hochzeit gesammelt \$5. Gott verleihe es reichlich.

Aug. F. Ernst.

Watertown, den 5. Januar 1878.

Heute, St. Paul, Minn. am 20 Decbr. 1877, durch Herrn Pastor J. H. Sie er, von Frau Bräutigam, Mitglied der St. Matthäus-Gemeinde in New York, \$13 für eine Pastoren in den Haushaltungsgewand empfangen zu haben bescheinigt dankend

H. Paar.

Schatmeister der Synode von Minnesota.

Für die Wittwenkasse: Durch Pst. Conrad Coll. \$6; auf der Hochzeit bei Fr. Lehmann gesammelt \$4; und von ihm selbst \$3; durch Pst. Dovidat Coll. \$5.26; und von ihm selbst \$5; durch Pst. Hagedorn Gratekoll. \$6; und von ihm selbst \$5.

J. Bading.

Synodal-Kasse: Durch Pst. Gadtwalker Synodalberichte \$3, und Synodal-Conferenz B. 20 Cts, durch Mr. Rothe Coll. in Waapee \$1.11. J. Bading.

Für das Gemeindeblatt: Die Herren Pastoren: Albrecht, XII, \$2, XIII, \$3, Röß, XIII, \$2.10, Dovidat, XIII, \$1.10, Reinsch, XII, \$32.75, XIII, \$6.10, Höncke, XII, \$1, XIII, \$2, Sauer, XII, \$12, Goldammer, XIII, \$6.20, Streibauh, XII, XIII, \$24.15, Schumm, XIII, \$1.05, E. Hoffmann, XIII, \$1.10, Schadege, XII, XIII, \$4.00, Kolbe, XII, \$1.05, Lucas, XII, \$22.00, Rogler, XII, \$9.45, F. Pieper, XIII, \$3.70.

Die Herren: Guth, XIII, \$1.05, Wägner, XII, \$8.00, Schüle, XII, XIII, \$2.10, Grimm, XIII, \$1.10, Salzmann, XII, XIII, \$2.10. Platte, XII, XIII, \$1.25.

Th. Jädel.

Bitte um Beachtung.

Da wir mit dem Anfange des neuen Jahres bedeutende Zahlungen zu machen haben, so würden uns unsere geehrten Kunden und Geschäftsfreunde zu großem Dank verpflichten, wenn sie uns durch recht baldige Einfindung der uns zukommenden Beträge dazu in Stand setzen wollten.

Die Wic. Synodal Buchhandlung,

F. Werner, Agent.

432 Broadway, Milwaukee.